

Drei Zeichen

Forum | Bulletin I/2007
von Anne Amand-Söchting

Eines Tages erhält Leonie einen geheimnisvollen Brief. Die ihr völlig unbekannte Großtante Isabelle Laskere lädt sie nach Frankreich ein, auf ein Schloss in den Pyrenäen. Dort erfährt Leonie, dass sie jüdischer Abstammung ist. Isabelle konfrontiert sie abrupt mit dem Geheimnis ihrer Familie, mit jüdischer Mystik, der Kabbala und vor allem dem Golem, einem künstlichen Menschen, der das jüdische Volk erretten könne. Da sie seit einiger Zeit unter grausamen Visionen kommenden Unheils leidet, fühlt sich Isabelle berufen, den Golem zu erschaffen, benötigt dazu jedoch die Hilfe einer jungen Frau aus ihrer Familie. Die Laskers gehören zum jüdischen Adel, denn - so Isabelles Mann Gaston - ihre Erinnerung reiche bis in das Jahr 1492 zurück. Mehr noch: Drei Männer der Familie hüten die Zeichen, die zur Erschaffung des Golems benötigt werden. Leonie ist ausersehen, bei den drei Brüdern Isabelles in Berlin, Wien und einem noch unbekanntem Ort in Spanien nach drei hebräischen Buchstaben aus Gold - Aleph, Mem, Taw - zu suchen, die gemeinsam das Wort Emeth (Wahrheit) ergeben.

Die große Aufgabe beginnt in Berlin. Beim Vater, einem Deutschen, der mit der jüdischen »Mischpoche« nichts zu tun haben will, stößt Leo nie auf taube Ohren, findet jedoch mit der Hilfe eines Fotoalbums zu dem Familienzweig der Laskarows, die ein jüdisches Theater betreiben. Als Faktotum für Haus und Theater, das sich inkognito eingeschlichen hat, kann sie nun nach dem Buchstaben suchen. Sie verliebt sich in ihren Cousin Schlomo, den Heldendarsteller aller Stücke. In der Küche kommt sie ihm mit einem jahrhundertealten Würzgeheimnis der kochbegeisterten Familie und ladinischen Liedern näher.

Während Leonie, deren Berufswunsch Schauspielerin ist, erste Bühnenerfahrung sammeln kann, reist ihr Vater nach München, um am 9. November 1923 im Marsch auf die Feldherrenhalle mit Hitler und dem Stahlhelm zu putschen. Nach dem endgültigen Zerwürfnis mit dem Vater zieht Leonie bei den Laskarows ein und ist maßgeblich an der aktualisierten Aufführung eines Historienspektakels beteiligt. In einem Requisitenlager findet sie mit Schlomo das Taw. Zur gleichen Zeit mehren sich faschistische Übergriffe. Schließlich fällt Schlomo einem Attentat zum Opfer. Trauernd und verzweifelt verlässt Leonie Berlin, mit dem Buchstaben im Gepäck.

Mit historischer Sachkenntnis und erzählerischem Geschick porträtiert Waldtraut Lewin in ***Drei Zeichen sind ein Wort*** (Erstes Buch – Berlin. München: cbj 2007. 420 S 14,95€, Ab 12.) differenziert eine Familie, die auseinanderfiel, weil eines ihrer Mitglieder, Leonies Großvater, nicht nur zum Christentum konvertierte, sondern sich militantem Antisemitismus verschrieb. So aktualisieren Leonie und Schlomo in gewisser Weise Romeo und Julia. Im Gegensatz zu den berühmten Liebenden gehören beide zur selben Familie und haben teil an einer kollektiven Erinnerungskultur, zu der auch die jüdische Mystik gehört. Hier trifft man auf den ambivalent besetzten Golem, jene Figur, die ursprünglich Juden vor Christen schützen sollte, die aber in der bekanntesten Bearbeitung des Stoffes, in Gustav Meyrinks *Der Golem*, als mordendes Monster in Prag sein Unwesen

treibt. Bei allen Unmöglichkeiten stellt sich in diesem Kontext die große Frage, ob der Holocaust hätte verhindert werden können.

Obwohl sich Waldtraut Lewin einer einfachen Sprache bedient, entwirft sie lebendige und plastische, in sich stimmige Charaktere. Selbst das Handeln von Leonies Vater ist nachvollziehbar, wenn auch nicht zu entschuldigen. Als Protagonistin im doppelten Sinne - der Fiktion und der beabsichtigten Schaffung des Golems - ist Leonie gleichermaßen aktiv und passiv. Dies spiegelt sich in einem unablässigen, auf den ersten Blick unmotivierten Wechsel der Erzählperspektive - streckenweise berichtet Leonie selbst; dann löst sie ein allwissender Erzähler ab. Bei sich sein und außer sich sein, dieser Eindruck der Verunsicherung überträgt sich auf die Leser. Homolog zum Perspektivenwechsel verhalten sich Realität und Mystik, historische Fakten und Fiktion.

Der Text ist vielschichtig und erscheint in hohem Maße authentisch. Neben dem Blick auf die Konflikte der 1920er Jahre stehen faszinierende und auch binnendifferenzierende Einblicke in die interessante jüdische Kultur. Zusätzlich steht ein bisschen Nachhilfe in Jiddisch auf dem Programm. Erstaunt registriert man, wie viele Wörter dieser Sprache entlehnt sind, von »Chuzpe« über »Tinnef« bis hin zu »Zores«.

Am Ende eines Romans, der fesselt und aufwühlt wie kaum ein anderer, bleiben Schauer, die über den Rücken jagen. Es bleiben Wut und Empörung sowie die Vermutung, dass man sich der unfassbaren, unsagbaren Katastrophe vielleicht mit Bühnenmetaphern annähern kann. Es geht nicht mehr um die Bretter, die die Welt bedeuten, sondern um die Welt als Theater, nicht um sie zu begreifen, aber, um darüber reden zu können.